



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

da geht alles etwas langsam. Zugleich war bemerkt, daß über die Entstehung dieses Wortes bisher nicht das geringste bekannt geworden sei.

Der in der vorliegenden Nummer abgedruckte Aufsatz von Pape über die Verfassung des deutschen Reiches im vorigen Jahrhundert bringt unerwartet die richtige Erklärung des Wortes. Wenn es wahr ist, daß man im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert von dem schleppenden Geschäftsgange des Reichshofrates sagte: Vienna vult expectari — und dies wird sich ja wohl nachweisen lassen —, dann liegt in diesem Spruche unzweifelhaft nur eine in Juristenkreisen vorgenommene Uebertragung von Leipzig auf Wien vor. Von Leipzig ist das Wort zuerst gebraucht worden. Leipzig hatte im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert einen städtischen Schöppenstuhl, der in Mitteldeutschland ein vielbefragtes Rechtsorakel war. Durch die lange Verschleppung der ihm zum Verspruch eingesandten Rechtsfragen wurde aber dieser Schöppenstuhl im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts so berüchtigt, daß Kurfürst August wegen der vielfachen Klagen, die darüber laut geworden waren, endlich im Jahre 1574 eingriff, den städtischen Schöppenstuhl aufhob und durch einen kurfürstlichen ersetzte. Von den jahrelang ausbleibenden Urteilen dieses städtischen Leipziger Schöppenstuhles hat man zuerst gesagt: Lipsia vult expectari.



Literatur.

Die vollstümliche Regierung. Von Sir Henry Sumner Maine. Autorisirte deutsche Ausgabe von Paul Friedmann. Berlin, S. Springer, 1887.

Der Verfasser hat sich durch seine Werke über die Anfänge des Rechtes und der Gesetzgebung bekannt gemacht, und ist als Mitglied des indischen Rates auch praktischer Staatsmann gewesen. Die hier zusammengestellten vier Abhandlungen, die ursprünglich im Quarterly Review erschienen, setzen ein englisches Publikum voraus, enthalten aber in ihren Ergebnissen vieles, was sie auch dem unsern als beachtenswert empfehlen läßt. Unter vollstümlicher Regierung begreift der Verfasser die Demokratie in ihren verschiedenen Gestalten, und seine Schrift besteht in einer Untersuchung des Wesens und Wirkens derselben nach den Gesetzen und Erfahrungen des Völklerlebens, mit denen er wohlvertraut ist, und aus denen er nüchtern und ruhig seine Schlüsse zieht. Der erste Abschnitt handelt von den Aussichten der vollstümlichen Regierungsweise und zeigt, daß Regierungen dieser Art stets auf sehr schwachen Füßen gestanden haben. Der zweite betrachtet das Wesen der Demokratie und giebt einige Gründe an, nach denen man erkennt, daß die äußerste Form, zu der sie hinneigt, von allen Arten zu regieren die meisten Schwierigkeiten bietet. Der dritte, „Das Zeitalter des Fortschritts“ überschrieben, kommt zu dem Schlusse, daß ein fortwährender Wechsel, wie ihn in der Gegenwart viele verlangen, mit den normalen Kräften, welche das menschliche Dasein beherrschen, nicht übereinstimmt, und daß die vollstümliche Regierung, vorzüglich, wenn sie sich rein demokratisch gestaltet, der größten politischen Weisheit bedarf, wenn sie den Staat nicht ins Unheil stürzen soll. So scheint dem Verfasser vieles gegen ihren Erfolg und ihre Dauer zu sprechen, aber er meint schließlich doch hoffen zu dürfen, es werde dem menschlichen Verstande möglich sein, Mittel gegen die Fehler der Demokratie zu ersinnen, und um dies zu beweisen, betrachtet er im letzten Abschnitte die

Verfassung der Vereinigten Staaten, in welcher er das Problem wenigstens annähernd gelöst findet. Es ist hier nicht der Ort, die Gründe auseinanderzusetzen, aus denen wir ihm hierin nicht beipflichten können. Desto mehr können wir uns viele andre von seinen Urteilen aneignen.

Ein Martyrium in Genf. Kulturhistorisches Zeitbild aus dem sechzehnten Jahrhundert von W. Andrae (Romanek). Berlin, Wiegand und Grieben, 1887.

Wieder einmal einer jener historischen Romane, die gleich in der Vorrede unbefangen einräumen, daß der poetische Zweck in ihnen das untergeordnete, nebensächliche sei. „Ein längerer Aufenthalt in Genf — erläutert der Verfasser — gab mir Gelegenheit, an der Universitätsbibliothek einen Einblick in die Akten zu thun, welche den berühmten Prozeß des spanischen Arztes Michael Servetus behandeln. Je mehr ich mich in dieselben vertiefte, desto mehr wuchs meine Teilnahme, desto mehr der Wunsch, die sehr wenig bekannten, höchst interessanten begleitenden Thatsachen in die Oeffentlichkeit zu bringen und häufig verbreiteten falschen Anschauungen damit entgegenzutreten. Die bloßen Aktenstücke dem Druck zu übergeben, wäre nicht zweckentsprechend. Nur wenige würden sich entschließen, diese trockene Speise zu versuchen; deshalb habe ich die Geschichte des Spaniers in die Form einer Erzählung gekleidet, die manches Beiwerk enthält, in der Hauptsache aber auf voller, aktenmäßig verbürgter Wahrheit beruht.“ Wollte man kurz sein und hätte der Verfasser nicht schon durch den Ernst, mit dem er die Sache ansaßt, durch die klare Darstellung einen Anspruch auf mehr erworben, so könnte man sagen, daß alle Kritik seines Zeitbildes (das er freilich nicht ausdrücklich als „Roman“ bezeichnet, wie viele andre gethan haben würden) schon in seiner Vorrede liegt. Unumwundener kann der außerpoetische Zweck einer Erzählung nicht zugestanden werden, als es durch Herrn Andrae geschieht, und so ist denn die alte Frage auch hier wieder angeregt, welchen Sinn und Zweck es hat, die poetische Form für eine Arbeit zu wählen, welche „die damaligen Verhältnisse, die Lage der Parteien verdeutlichen, Recht und Unrecht auf beiden Seiten klarlegen soll“ — alles Absichten, die ganz gewiß gut, klar, lebensvoll, selbst farbig in einer rein historischen Darstellung auch ausgeführt und erreicht werden können. Die Antwort dürfte wie immer lauten, daß eine Erzählung denn doch noch mehr Leser habe als der vortrefflichste historische Versuch, und wir können das nicht widerlegen, lediglich beklagen. Denn eben dadurch erhält sich jene Zwittergattung, welche den wahren, nach jeder Seite hin vollberechtigten historischen Roman mit in Verruf bringt, welche die Anschauungen des Publikums und auch eines Theiles der Kritik fortgesetzt verwirrt, welche die wunderliche Vorstellung, als ob es ein besonderes Verdienst sei, historische Kenntnisse durch Romane zu verbreiten, bei Schriftstellern und Lesern immer aufs neue wachruft. Keine Kraft ist nutzloser verbraucht als die, welche an solches Zwitterwerk und Wesen gesetzt wird. Und doch geschieht es immer von neuem, nur weil sich die Vorstellung als unausrottbar erweist, daß es dem großen Publikum ein für allemal nicht gefallen werde, von historischen Vorgängen in einfacher, rein historischer Form Kenntnis zu nehmen.

Nur in diesem Sinne kann auch der Verfasser des „Martyriums in Genf“ davon sprechen, daß sein Stoff unbekannt sei. Allen denen, welche die Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts mehr als oberflächlich kennen, ist er leider nur zu bekannt. Die Leiden des spanischen Arztes Servet, den Jean Calvin, der Reformator Genfs, bei langsamem Feuer verbrennen ließ, gehören zu den schwärzesten Schatten, welche über das Bild des großen Reformators fallen, der Name Miguel

Servet erklingt, wo katholische Historiker und Kritiker den Vorwurf blutiger und erbarmungsloser Anduldsamkeit von ihrer Kirche auf die evangelische herüberzuwälzen suchen, an Servets Geschichte haben schon einzelne Dichter angeknüpft, welche den Kampf zwischen Calvins herbem Rigorismus und den natürlichen Lebensregungen darzustellen unternahmen. Die Darstellung der Vorgänge, durch welche Servet auf den Scheiterhaufen geführt wurde, hat ihre besondern Schwierigkeiten. Wenn es einen Stoff giebt, der die Belebung und Beleuchtung durch unsre Empfindungen und Gefinnungen nicht verträgt, so ist es der Kampf zwischen Servet und Calvin. Es sind in diesem ganzen Stück Geschichte beinahe keine von denjenigen Fäden vorhanden, welche unser Innenleben mit dem vergangner Tage verknüpfen. In diesem Prozeß erscheint uns schlechtthin alles starr, dumpf, ohne einen Hauch menschlichen Gefühls; die Ueberhebung des Mannes, der selbst im Kampfe wider die alte Kirche steht und einen in diesem Kampfe von ihm abweichenden aus der Welt hinwegtilgt, macht uns das Blut gerinnen. Bestenfalls können wir uns in die Verhältnisse und den Widerstreit der Empfindungen zurückversetzen, können uns aus den Aktenstücken der Zeit belehren, wie unselig sich die Dinge damals verkettet hatten und wie weit der Verfasser des Buches *De Christianismi restitutione* durch ein unseliges dämonisches Selbstvertrauen sein grausames Schicksal heraufbeschworen hat. Wir vermöchten allenfalls auch dichterisch klar zu machen, daß die Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts gerade darum so fanatisch und unbarmherzig gegen Schwarmgeister und skeptische Sektierer auftraten, weil sie selbst einen geheimen Stachel empfanden, sich mit blutendem Herzen der Zerstörung des Glaubens und der Kirche Christi angeklagt hörten. Aber viel würde die mögliche poetische Belebung dieser Seite der Sache auch nicht helfen; gegenüber den brutalen Mißhandlungen, die Servet im Genfer Kerker erfuhr, gegenüber dem Scheiterhaufen, zu dem man absichtlich feuchtgrünes Holz verwendete, um die Dual des armen Zweiflers zu verlängern, wallt doch ein Gefühl leidenschaftlichen Mitleids und zornigen Abscheus in uns auf, und alle Berufung auf den Geist und die Härte der Zeit, „das starre Formenwesen derselben,“ wie Herr Andrae sagt, erweist sich als nutzlos.

Ohne darum behaupten zu wollen, daß eine poetische Behandlung dieser Vorgänge, die schließlich licht und versöhnend wirkte oder die wenigstens ebenso tiefes Mitleid mit Calvin einflößte als mit seinem Opfer, geradezu zu den Unmöglichkeiten gehöre, würde doch eine Dichterkraft ersten Ranges dazu gehören, um uns die Zeit, die Männer, die Stimmungen, um die es sich handelt, die Zustände, welche auf Entschließungen und Empfindungen derselben einwirkten, einigermaßen nahe zu bringen. Von außen her und ohne Verwandlung des historisch Ueberlieferten in Fleisch und Blut, ohne innerste Belebung der Prozeßakten geht es nicht. Der Verfasser hat einen glücklichen Gedanken gehabt, er giebt Servet einen Schüler an die Seite, welcher demselben persönlich treu bleibt, aber sich von seinen „Irrthümern“ über die heilige Dreieinigkeit gleichfalls abwendet. In dessen Seele hinein könnten alle innern Erlebnisse verlegt werden, um welche es sich hier handelt, aus dessen Seele heraus vermöchten wir vielleicht den wahren lebendigen Anteil an den Vorgängen zu gewinnen, denen wir jetzt zwar nicht theilhaftig, aber mit einer Mischung von Grauen und Abscheu gegenüberstehen. Der Verfasser ist darauf nicht ausgegangen — er hat offenbar geglaubt, daß ein Stück Reformationsgeschichte an sich, eines von denen dazu, in welchem sich das Gewoge und der Fanatismus der Geister und Parteien so deutlich malt, ein Vorgang, bei dem sich obenein Gottes unerforschliches Walten kundgiebt — „denn die Verbrennung des Servetus hat es nicht gehindert, daß das junge Samenkorn der Reformation stets

reicher und voller emporblühte“ — an sich genügen müsse, Interesse zu erregen. Der Einzelne kann für den weitverbreiteten Irrtum nicht besonders verantwortlich gemacht werden. Gewiß bleibt, daß mit Büchern wie diesem „Martyrium in Genf“ weder dem Geschichtssinn gedient wird (denn wer von Serbet, seinem Leben und Ende erst durch die Erzählung Kenntnis erhält und sich mit dieser Kenntnis begnügt, der wird kaum für gut unterrichtet gelten können), noch dem Bedürfnis nach poetischem Genuß Befriedigung wird (denn die Erzählung wandelt sich nicht in jenes warme und unmittelbare Leben, das uns unwiderstehlich in seine Kreise hineineinzieht). Bücher wie dies, das übrigens in gutem Deutsch geschrieben und in seiner Weise durchaus achtbar ist, rufen immer wieder Kämpfer gegen das Lebensrecht einer ganzen Kunstgattung, gegen das Recht des historischen Romans, in die Schranken. An ihnen wird zu erweisen versucht, daß der historische Roman nicht sein könne, was er sein muß: in erster Linie eine Dichtung. Der Fehler liegt aber offenbar nicht in der Gattung, sondern in dem falschen Begriff, den Schriftsteller und Leser von der Gattung mitbringen. Wenn, wie es hier geschehen ist, von vornherein auf die Arbeit des Dichters verzichtet wird, so kann natürlich auch keine rein dichterische Wirkung eintreten.

Die Geschichte des wackeren Leonhard Labesam. Von Theodor Löwe. Dresden und Leipzig, Heinrich Witten, 1887.

Auf dem Titel steht auch noch „zweite Auflage“; aber darauf legt man ja bei einem neuen Opus kein Gewicht mehr, seit es allgemein bekannt ist, wie heutzutage nicht selten zwei und mehr Auflagen zugleich das Licht der Welt erblicken, oder wie man umgekehrt ein älteres Opus ohne weiteres mit einem neuen Umschlag bekleidet. Die vorliegende Erzählung könnte selbst mit der zwanzigsten Auflage zu glänzen suchen, sie würde doch kein besonderes ästhetisches Wohlgefallen erzeugen. Der Held ist ein Schuster, Leonhard Labesam genannt. Er hantiert mit Pech und hat auch in seinem Leben allerhand Pech. Dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn er nur nicht gar so ein Alltagsmensch wäre, und wenn sein Lebenspech das Interesse des Lesers festzukleben vermöchte. Leonhard hat einmal in seiner Jugend Talent und Lust zum Studium verspürt. Allein Vater und Mutter und die „schlechten Zeiten“ waren dagegen, und so blieb der Ast beim Baume, Leonhard beim Vater auf dem „Schusterthrone.“ Es dauert nicht lange, so stirbt die Mutter, sozusagen „plötzlich.“ Der junge Schuster trauert sehr, der alte noch mehr; denn Seraphine (so ist ihr Name) war eine sehr brave, aber auch eine tapfere Frau gewesen, welche gern das große Messer geführt hatte. Der Vater bringt den Verdruß nicht mehr aus dem Leibe und beginnt ihn im Wirtshaus mit Wein und Bier zu ertränken. Das scheint allmählich zu gelingen, hat aber natürlich „angeheiterte Zustände“ im Gefolge, und in einem solchen fällt er einmal in einen Bach, stirbt daselbst ebenfalls plötzlich und folgt so seiner schönen Hälfte aus dieser bald zu trocknen, bald zu nassen Welt in ein besseres Jenseits nach. Man sieht: das ist ebenso erhaben wie erbaulich. Hier sollte in der Erzählung ein Kapitel schließen. Allein wozu eine Einteilung in Kapitel, in Bücher oder dergleichen, wozu eine Gliederung des Stoffes? Hören wir weiter.

Den Verlust des Vaters erträgt der Sohn viel leichter als den der Mutter. Das kann man ihm nicht übel nehmen; denn erstens hat der Vater nichts mehr arbeiten mögen, sondern nur vom kargen Schusterverdienste des Sohnes weggeessen und abgetrunken; alsdann fühlt Leonhard, obwohl erst achtzehnjährig, um diese Zeit eine trostlose Liebezneigung in seinem Herzen keimen. Cilli heißt sie, die er sich, oder richtiger, die ihn gleich bei der ersten Rede, welche sie selbster thun,

mit einem Kusse erkoren hat. Sie passen recht gut zusammen: sie ist lang und er nicht kurz; sie ist dünn wie eine „Höpfenstange“ und wird daher gemeinlich der „lange Stecken“ zubenannt, wie sie selbst dem Geliebten zögernd mitteilt; er ist nicht dicker und hat einen „Buckel,“ über den die Leute lachen. Beide nähern sie mit Zwirn und er mit Schusterdraht; beide meiden die Leute, sind gern allein, aber noch lieber zu zweien. Beide sind auch sonst ein Herz und eine Seele, und so zwei wie die zwei müssen natürlich einander heiraten. Da die tugendsame Cilli dem einsamen Leonhard zuvor schon einige Zeit das Hauswesen geführt hat, so ist es immerhin erklärlich, wenn auch nicht gerade erbaulich, daß sie bereits einen „Prinzen“ (so nennt ihn der entzückte Vater) als „Brautschatz“ mit in die Ehe bringt. Es ist nur so aus „Dummheit“ geschehen, läßt der Verfasser später seinen Helben sagen.

Aber das Kind stirbt rasch, und die Mutter hinterher langsam. Der Nährvater ist wieder allein. Und da ihm auch ein reicher Nachbar in der Schusterei Fabrikkonkurrenz macht, erinnert er sich an die Wanderlust seiner Jugend, die er jetzt befriedigen kann, und macht sich alsbald auf die Socken. Von wo er weg reist und wohin er reist, erfahren wir nicht; allein der Leser braucht ja nicht neugierig zu sein, und für den Verfasser ist es ohne Zweifel bequem, wenn er sich die Lokalfarben ersparen kann. Auf der Reise bettelt Leonhard nicht, arbeitet auch nicht, hat aber doch zu essen: wenn das Brot ausgeht, stehen gleich Haselnüsse da, die er verspeisen kann und die ihn sättigen; alsdann hat er das Glück, ein Wirtshaus zu finden, wo „Milk und Wein“ ausgeschenkt wird und eine junge Wirtin ihn ohne weiteres mit Milk und Brot, mit einer wunderschönen Fernsicht und ihrer Lebensgeschichte traktiert, überdies ihm noch einen guten Rat erteilt, wie er fürderhin ein neues Leben und erprießliche Thätigkeit entfalten könne: zwei Stunden entfernt wohne eine Schusterswitwe; sie sei ohne Erwerb, doch wären die „Rundschaften“ für ihn in ausreichender Anzahl vorhanden. Sie Schusterin, er Schuster; sie Witwe, er Witwer: da liegt natürlich wieder nichts näher, als daß sie sich „gegenseitig zu gefallen thun und zusammen wirtschaften.“ Gesagt, gethan. Da sie bereits in Jahren, kommt auch dem genügsamen Labe sam nie ein Gedanke, welcher über die Wirtschaftlerin hinausginge, und so lebt er in friedlicher Schustertätigkeit fort bis zu seinem Greisenalter. Da stirbt wieder die Hausgenossin plötzlich, und Labe sam ist wieder allein. Er fühlt, daß seine Hände alt und „zittzig,“ aber seine Füße noch gut und kräftig sind; darum fällt ihm jetzt ein: „Muß es denn das Schustern sein? ich will noch wandern.“ Er steigt nun von dem Bergland in die Ebene und wird da Schäfer: „So hab' ich mir geholfen, und die Schafe sind's zufrieden,“ sagt Leonhard, um sich selbst über diesen plötzlichen Standeswechsel zu beruhigen. Auch daran darf sich der Leser nicht stoßen, daß in jenem Jrgendheim die Menschen auf den Bergen und die Schafe in der Ebene wohnen. Warum auch nicht? In der Ebene kann Leonhard den Schafen viel leichter nachkommen als im Geschröfe, und das ist ausreichender Grund genug, daß es so und nicht anders ist.

Also hütet Leonhard in der Ebene von Jrgendheim die Schafe und hat keine andre Not, als daß ihm nach einander die guten Zähne ausfallen. Doch auch gegen dieses Uebel ist in der allheilenden Natur Vinderung geboten: kann er Hartes nicht mehr beißen, so ist er Weiches. An Stelle der trauten Cilli und der guten alten Witwe findet Leonhard einen neuen Lebensgefährten an einem lieben Hündlein namens „Pintsch.“ Dieser war „nicht bissig, denn er war alt und hatte gleichfalls keine Zähne mehr.“ Die beiden lebten noch eine Zeit lang vergnügt und fröhlich beisammen, bis Leonhard eines schönen Herbstabends sauft entschlies.

Mit der Geburt Leonhards hat die erste Seite des Buches begonnen, mit dem Tode desselben schließt die letzte. Die Erzählung zeigt, wie wenig ein gesund angelegter Mensch braucht, um glücklich und zufrieden zu sein: der arme Schuster Labesam redet sich allen Ernstes ein, daß er „der Welt den Rahm abschöpfe.“ Aber zu einer kunstmäßigen Ausführung dieses trefflichen Grundgedankens finden sich nur vereinzelte Anläufe. Von sittlichen Konflikten, die geschlichtet werden, von psychologischen Problemen, die gestellt und gelöst werden müßten, von einer äußeren und inneren Motivierung der Handlung scheint der Verfasser kaum eine Ahnung zu haben; Skizze reiht sich an Skizze, wie in einem Guckkasten; einzelne davon sind hübsch entworfen, andre aber machen entschieden mehr einen komischen oder parodistischen Eindruck, obgleich es dem Verfasser damit schrecklich ernst gewesen ist. Wo Labesam über die Dinge in sich oder außer sich nachzudenken sucht, entpuppt er sich als Salonshuster — die Bezeichnung in dem Sinne genommen, welchen Defreggers Salontiroler in Umlauf gebracht hat.

Wahrscheinlich soll diese Erzählung als eine Frucht der neuesten „realistischen Kunstanschauung“ gelten; „realistisch“ nennt man sie, aber die einzelnen Bestandteile sind banal, ihre Zusammenwürfelung phantastisch.

Neue Jugend. Novelle in Versen von Ludwig Fulda. Frankfurt a. M., C. Koeniger, 1887.

In einem warm empfundenen Sonett ist dieses Gedicht dem Meister der Novelle in Versen, Paul Heyse, zugeeignet:

Errötend trat ich ein in deine Sphäre,
Ein unberatner Pilger, schon bekommen;
Du aber hiehest gütig mich willkommen,
Als ob die Sehnsucht schon Erfüllung wäre.

Heyse'sche Anmut in der Führung der Handlung, verbunden mit spielend leichter Herrschaft über die schwierige Form der Oktave rime und einer nicht gewöhnlichen Tiefe der sittlichen Weltanschauung zeichnet die Dichtung aus. Romantik und Realismus sind geistreich vereinigt, im Ton des Vortrages die Art Byron's in seinem „Don Juan,“ durch allerlei Seitensprünge und Glossen den Leser zu spannen und zu necken, glücklich nachgeahmt; und zuweilen sind die Seitenhiebe auf das Leben und die Literatur der Gegenwart witziger als die Handlung selbst. Der Dichter stellt seinen Helden selbst, nachdem er die der Moderomane an uns hat vorüber ziehen lassen, in folgender Weise vor:

Mein Held ist alles, und mein Held ist nichts.
Ich wähl' ihn aus dem weitverzweigten Orden
Der Weltenbummler, die durch's Leben schlendern,
Als wär's ein Boulevard zum Stundenmorden,
Ein Maskenscherz, ein Spiel mit Liebespfändern,
Die an des Meeres sturumrauschten Borden,
Im Hochgebirg, in allen Wunderländern
Niemals entgehn trotz redlichem Versuch
Der Langenweile fürchterlichem Fluch.

Gaston heißt dieser Held. Er ist seines Zeichens Architekt und ist bei einer Preis Konkurrenz durchgefallen. Darüber weltchmerzlich gestimmt, hat er die Kunst an den Nagel gehängt und müßig Europa und Amerika durchbummelt, ohne Befriedigung zu finden. In Heidelberg, „wo auf schroffem Fels sich zeigt, ein Creuel stilgerechten Sinnen, der plumpe Backsteinbau des Schloßhotels,“ an der Table d'hôte lernt er die adliche Witwe Konstanze kennen: die gefährliche Frau von dreißig Jahren, die noch immer mädchenhaft schön und anziehend ist und doch von des

Lebens Ernst gekostet hat. Sie ist in der glücklichen Lage, von dem Joch einer verhassten Vernunftschere befreit aufzuatmen. Sofort ist Gaston in die schöne Witwe verliebt. Allein seine voreilige Liebeserklärung stimmt sie ironisch; lachend enteilt sie seinen Werbungen. „Was haben Sie gethan, mich zu erringen?“ fragt sie spöttisch und stolz, und stellt als Preis ihrer Hand dem müßigen Weltchmerzler die Bedingung:

Froh dürfen Sie und ehrlich
Nach meiner Hand an jenem Tage trachten,
An dem Sie Ihre erste That vollbrachten.

Nun stürzt sich Gaston ins volle Leben, um die erlösende und gewinnende „That“ zu vollbringen. Er geht nach Berlin, und wir machen mit ihm eine stürmische Wahlversammlung mit, bei der er enttäuscht wird. Schließlich, nach mancherlei Versuchen, erkennt er die Wahrheit, welche die Wittve selbst kaum geahnt haben mag: daß „Thaten lebendig aus dem Innern quellen“ müssen. Der Zufall verhilft ihm endlich zu einer solchen: Gaston rettet, ein neuer Tempelherr, ein Mädchen aus brennendem Hause. Allein nun liebt er Gertrud, diese Liebe macht ihn wieder künstlerisch produktiv, die schöne Witwe hat inzwischen ihren ersten, dem Willen der Eltern geopfertem Geliebten, den Maler Veranger, wiedergefunden und geheiratet.

Daß diese so hübsch entworfene Handlung schließlich doch mit den anfänglich bespötteltesten konventionellen Motiven weitergeführt wird, auch die Klippen der Sentimentalität nicht ganz umschifft, und in der Charakteristik der wenigen Figuren nicht viel über die geistreiche Abstraktion hinauskommt — soll nicht geleugnet werden. Aber der Autor ist jung, zeichnet sich durch literarischen Geschmack aus, und darum verdient sein Streben Aufmunterung.

Rätchen. Eine Herzensgeschichte erzählt von Kurt Delbrück. Bremen, C. Kocco, 1887.

Man kann hundert gegen eins wetten, daß sich hinter diesem „Kurt Delbrück“ eine Dame verbirgt. Diese Geschichte kann nur eine Frau geschrieben haben. Harmlos in der Erfindung und Darstellung, mädchenhaft im Empfinden, zugeschnitten für den Geschmack und Horizont der reiferen weiblichen Jugend, und doch keineswegs ganz der Poesie des kleinbürgerlichen Alltagslebens entbehrend, weil es in seiner beschränkten Sphäre spiegelklar und wahr angeschaut und wiedergegeben ist, säuberlich, sogar auffallend säuberlich in der äußeren Sprachform, die ängstlich jeden Hiatuſ vermeidet — so stellt sich dies Gedicht unzweifelhaft als Frauenarbeit dar. Wir wollen sie keineswegs gering schätzen, erkennen vielmehr bereitwillig die Vergabung dieses verdächtigen „Kurt Delbrück“ an, der ganz das Zeug in sich hätte, die Lücke der seligen Marlitt mit Anstand auszufüllen; ja wir stehen nicht an zu sagen, daß uns diese in den Grenzen der Häuslichkeit verharrende Individualität sympathischer ist; sie ist ein Beweis für die Gesundheit unsers kleinbürgerlichen Lebens, trotz aller störenden Bewegungen der Zeit. Nur halten wir es nicht für ein Zeichen guten Geschmacks, Urteile, sei es noch so angesehener Männer, über die Dichtung, die ihnen im Manuskript vorlag, derselben als Motto vorzudrucken, wie es hier geschehen ist. Das erinnert an die bischöflichen Erlaubnißscheine zur Drucklegung von Werken, wie sie katholische Geistliche brauchen und in früheren Zeiten ihren Büchern vordruckten. Gegen das wohlwollende Urteil selbst haben wir nichts einzuwenden.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. G. Wustmann in Leipzig (in Vertretung).
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.